



Braunes Land am Rand der Zeit

Eine Reportage über eine Reise durch Afghanistan und ein deutsches Hilfsprojekt

Nº IV



Im Herbst 2005 reisten Jeannette Neustadt, Till Grusche und sein Bruder Felix zwei Wochen durch Afghanistan, um eine Dokumentation über ein deutsches Hilfsprojekt vorzubereiten und Land und Leute kennenzulernen. Als kleines vorgezogenes Weihnachtsgeschenk veröffentlichen wir die dabei aus vielen Tagebuchaufzeichnungen entstandene Reisereportage - in insgesamt 4 Teilen, jeweils pünktlich zu den Adventsfeiertagen.

4. ADVENT

Von Schätzen und Tauben

Zusammen mit Basir werden wir in den folgenden Tagen noch viele Kilometer durch das holprige Afghanistan fahren. Nur 33 Stunden nach unserer Rückkehr von Bamiyan treten wir erneut eine Reise an. Unser Ziel ist das weit im Norden gelegene Mazar-i-Sharif, eine Stadt, die uns mit der lebensunfreundlichen Atmosphäre einer im Smog erstickenden und angestregten Arbeiterstadt empfangen wird. Der Weg dorthin führt uns nicht nur erneut durch wunderschöne, romantisch-verklärte Landschaften, sondern auch an Kulturschätzen vorbei, die in ihrer Herrlichkeit unerschlossen brachliegen und darauf zu warten scheinen, eines Tages einmal von Touristen entdeckt zu werden. Mit Hilfe eines Reiseführers aus den 60er-Jahren finden wir über Ackerwege hin zu buddhistischen Stupas und unausgegrabenen griechischen Tempelanlagen, die auf Alexander den Großen zurückgehen. Stets treffen wir an diesen Orten auf einsame Wächter, die mit ihren Kalaschnikows abgestellt wurden, um die jeweiligen Steinhaufen zu bewachen. Oft wissen diese Guards nicht, was genau sie hier beschützen, doch auch ohne Archäologiestudium spürt man an diesen Orten das enorme Potential, das Afghanistan unter seiner trockenen Erde birgt. Man kann diesem Land nur friedlichere Tage und die notwendigen Finanzmittel wünschen, um irgendwann einmal Studiosus-Reisegruppen zu empfangen und seine reiche Vergangenheit, die unter dem Diktat eines radikal ausgelegten Islam so in den Hintergrund gedrängt wurde, für die Welt zu öffnen.



Ein Guard legt seine Kalaschnikow höchstens zur gestrennten Wissensvermittlung aus der Hand.



Doch die zerstörerische Macht hat auch Sehenswürdigkeiten hinterlassen und gepflegt. Die geschäftige Großstadt Mazar-i-Sharif erwartet uns mit einer großen, prächtig mit Ornamenten überzogenen blauen Moschee, die Weltruhm genießt. Doch als „Ungläubige“ werden wir ihr Inneres nicht zu sehen bekommen. Unsere ohnehin geringen Chancen auf ein religionsübergreifendes Verständnis der Türwächter sinken durch den gleichzeitigen Beginn des religiös aufgeladenen Fastenmonats Ramadan auf den Nullpunkt – eine herbe Enttäuschung für uns, die wir für jedermann geöffnete Kirchen als Selbstverständlichkeit kennen. So bleibt uns nur, dem vielfältigen Treiben auf dem Vorplatz zuzuschauen. Wie auf einem Marktplatz kommen hier Menschen zusammen, unterhalten sich, flanieren um das gewaltige Gebäude, das für unsere Ästhetik-Vorstellungen völlig indiskutabel nach oben hin mit Neonleuchten und blinkenden Lichterketten überzogen ist, welche im Dunklen eine Las-Vegas-ähnliche Atmosphäre in den Nachthimmel zaubern.





Wie in konzentrischen Kreisen entfaltet sich das Leben in Mazar-i-Sharif um die Moschee. Alte Männer fegen mit einem kleinen Handbesen die Steinplatten und bekommen dafür kleine Geldscheine von den Passanten zugesteckt. Bettlerinnen sitzen an den Umgrenzungs-Mauern gelehnt, wartend, nicht mehr beobachtend. Ein paar Schritt weiter haben Kinder in einem kleinen Park ein paar sicherlich nicht mehr geeichte Personenwagen zusammengetragen und betätigen sich als Kleinunternehmer. Auf einem angrenzenden Platz drängen sich schließlich Tausende von Tauben, um sich von den Vorbeikommenden mit Körnern füttern zu lassen. Basir erzählt uns die weit verbreitete Legende, wonach alle Tauben in dieser Stadt nach einem Jahr ein weißes Gefieder bekämen. Und tatsächlich, auf diesem Markusplatz im Taschenformat sehen wir nur weiße Tauben, die von den Afghanen liebevoll umsorgt werden. In seiner Symbolik eigentlich ein hoffnungsspendendes Bild für dieses ehemals so kriegesische Land.



Während unseres gesamten Aufenthalts in Mazar-i-Sharif werden wir keine anderen Westler mehr treffen, stattdessen begleiten uns bis zu unserer Abfahrt immer wieder skeptische Blicke. Trotz eines ebenbürtigen Levels an Luftverschmutzung, Verkehrsaufkommen und Lärm scheint diese Großstadt Lichtjahre von der Lebenswirklichkeit in Kabul entfernt, wo die Präsenz der so genannten „Internationalen“ mittlerweile tägliche Realität ist, fest im Stadtbild und Bewusstsein der Einwohner verankert. Es ist diese andere Kabuler Realität, die Realität des westlichen Kabuls, die wir nach unserer erneuten Rückkehr in die afghanische Hauptstadt kennen lernen.

Das Kabul des Westens

Wenn die weiß glänzenden Landrover der UNO und NGOs, die sich stets durch ihre überdimensionierten aufgeschraubten Funkantennen verraten, in den chaotischen Verkehr Kabuls eintauchen, wirken sie wie vollklimatisierte Schutzräume in einer unsicheren Welt. Die Geländefahrzeuge transportieren die Helfenden durch die Stadt. Über 2.000 Hilfsorganisationen arbeiten in Afghanistan, die meisten davon in Kabul. In ihrem Windschatten sind in den letzten Jahren zahllose internationale Entwicklungshelfer in das Land gekommen. Die Hilfsprojekte sind dabei so vielfältig wie die Probleme des Landes, und um sie zu bewältigen, leben und arbeiten die Internationalen in westlich eingerichteten Häusern und Büros, die alle im gleichen, gut bewachten und mittlerweile sehr teurem Distrikt von Kabul angesiedelt sind. Hier sind die Helfer zu einem Wirtschaftsfaktor geworden: Restaurants mit international klingenden Namen wie „L'Atmosphère“ oder „Elbow Room Restaurant“ öffnen hinter bewachten Toreingängen ihre Pforten, und durch nichts unterscheiden sie sich in ihrem Interieur von europäischen In-Restaurants. Ein deutscher Soldat aus Thüringen gründete nach seinem Einsatz in Afghanistan das Restaurant „Deutscher Hof“. Hier, wo eine Holztäfelung deutsche Gemütlichkeit wecken soll,





kostet ein Hefeweizen 4 Euro, auf die Hungrigen wartet ein „Janosch-Teller“ mit Schnitzel, Fleischkäse, Kartoffeln und Spiegelei. Neben den Gefahren, die durch Anschläge und Entführungen drohen, ist es vor allem die Sehnsucht nach der westlichen Heimat, das Bedürfnis, unter ihresgleichen zu sein, welches die Internationalen in Massen in diese Inseln im Meer von Kabul zieht.

Mit Timo Christians, dem „Head of Mission“ des Caritas-Einsatzes in Afghanistan, sitzen wir früh am Abend im leeren Restaurant des „Mustafa Hotels“, in dem die Pizza 12 Dollar kostet. Die Bar darf nur „without weapons“ betreten werden. Christians wundert sich darüber nicht mehr. Er ist voll des Lobes für das psychosoziale Caritas-Projekt von Inge Missmahl, „wichtige nachhaltige Entwicklungsarbeit nach der Soforthilfe“ nennt er das und meint damit, dass nach Linderung der ersten Nachkriegs-Not in Afghanistan nun durch „Windows for Life“ die tieferliegenden Probleme der Menschen angegangen werden,



Mazar-i-Sharif in der Abenddämmerung

auch langfristig helfen. Timo Christians ist ein jungenhafter, ruhiger, aber bei Bedarf sicherlich auch sehr energischer Mann Anfang 30. Nach einem Jura-Studium, das nie Erfüllung brachte, fand er seinen Weg in die Entwicklungshilfe und nach Afghanistan. Durch den plötzlichen Abschied seines ehemaligen Vorgesetzten hat er von der Freiburger Caritas-Zentrale nun temporär die Leitungsverantwortung für die Caritas-Mission in Afghanistan übertragen bekommen. „Eigentlich ist das ein Job für Geschiedene, denn wer hier herkommt, bleibt meist für 2 Jahre da“, meint der Deutsche, der selbst erst wenige Monate dieser Standard-Vertragszeit hinter sich gebracht hat, mit einem Schmunzeln. Doch Timo Christians hatte Glück, seine Frau fand einen Job in Kabul und wird in wenigen Wochen nachkommen. Die meisten Entwicklungshelfer aber leben allein. So verwundert es nicht, dass alkoholreiche Partys und Affären innerhalb der internationalen Community von Kabul Gang und gebe sind – der Hunger der Zugvögel nach Zwischenmenschlichkeit.



Auch eine Kabuler Realität: In einem kleinen Viertel wachsen luxuriöse Villen in den Himmel. Die selbst für unsere Verhältnisse unglaublich teuren Mieten zahlen vorwiegend internationale Organisationen und jene Afghanen, die während des Krieges auf mysteriöse Weise und heute dank eines florierenden Opiumhandels reich geworden sind.



Timo Christians ist gerne hier, das spürt man. Er ist überzeugt von dem, was er tut. Weltverbesser-Attitüden sind ihm jedoch angenehm fern. „Natürlich“, stellt er ohne jegliche Überhöhung heraus, „lassen sich Entwicklungshilfe-Konzepte in der Realität nie so einfach in die Tat umsetzen, wie es auf dem Papier steht.“ Die vielen positiven Wirkungen, die in Projekt-Anträgen stets formuliert wären, relativierten sich bei der Umsetzung der Maßnahmen meist auf schwer messbare Größenordnungen. Gerade in einem von so vielen Hilfsorganisationen bearbeiteten Land wie Afghanistan scheinen 10 Betten im Rahmen eines Drogenprojekts oder vereinzelte Fahrradkurse für Beinamputierte, wie sie die Caritas neben ihrem großen „Windows for Life“-Projekt in Kabul anbieten, schnell wie kaum mehr wahrnehmbare Mosaiksteine in einem unüberschaubaren Ganzen. Doch von diesem ihm gut bekannten Gefühl der Hilflosigkeit, so Timo Christians, dürfe man sich nicht entmutigen lassen – „es stehen immer Menschen hinter dem, was wir tun, jede Hilfe bedeutet etwas. Wir dürfen eben nur nicht immer das bedeutungsschwangere Gefühl vor uns hertragen, die ganze Welt verändern zu können.“ Er erzählt von seiner täglichen Arbeit, die in erster Linie bürokratisch klingt, bei der es um das Schreiben von Anträgen, die Kontrolle von Partnerorganisationen und ähnlichem geht. Er erzählt von gelegentlichen Ausgangssperren wegen der negativen Sicherheitslage. Wie lange kann man wohl einen solchen Job an vorderster Hilfsfront erledigen, ohne daran innerlich kaputtzugehen?





Als wir am Abend vor unserem Heimflug mit Inge Missmahl an einem unscheinbaren Haustor klingeln und uns ein deutsches Schäferhundbellen antwortet, erhalten wir eine ungeahnte Antwort auf diese Frage: Seit 36 Jahren lebt Bruder Georg, der als 18-jähriger Schlosser von seiner kleinen christlichen Bruderschaft nach Kabul geschickt wurde, schon in dieser Stadt.



Guten Grund, Fahrräder zu reparieren, gibt es bei den afghanischen Straßenverhältnissen allemal.

Er kam, um zu helfen, und das hat der mittlerweile ergraute, aufrechte Mann, der neben einer sanften Ruhe gleichzeitig auch eine große Klarheit ausstrahlt, durch alle Kriegswirren hindurch auch getan. Während der Taliban-Zeit war er der einzige, der kaputte Geräte in den Krankenhäuser zu reparieren vermochte – manchmal, wie er sagt, mit Patronenhülsen und allem anderen Material, das er auf der Straße fand. Heute kann er etwas komfortabler arbeiten: In einer eigenen Werkstatt bildet er Afghanen handwerklich aus und verhilft Ihnen durch die Bereitstellung von Werkzeug, Arbeitscontainern und Know How zu einer eigenen Existenz. Seine „Azubis“ bauen Brunnen, reparieren Fahrräder und manchmal sogar High Tech Geräte, und Bruder Georg ist stolz auf sie.

„Christusträger“ nennt sich die evangelische Bruderschaft hinter Bruder Georg, die 1969 ihren missions-diakonischen Dienst in Afghanistan begann, und zum Glück muss der Schlosser Christus nicht alleine durch Kabul tragen: Zusammen mit seinen Ordensbrüdern Jacques und Reto, der eine ein kleiner Kopfmensch, der andere ein dicker gemütlicher Schweizer, lebt Bruder Georg mitten in der Stadt in einer Wohngemeinschaft. Während er sich nach wie vor um die technische Unterstützung der Hospitäler der Stadt kümmert, arbeiten seine beiden Glaubensbrüder in zwei kleinen selbstaufgebauten Kliniken für Lepra- und Tuberkulosekranke. Die Grundlagen ihrer Arbeit, das Fachwissen, die afghanische Landessprache Dari – all das haben sich diese aus einfachen Verhältnissen stammenden Männer selbst beigebracht. Geld oder ein Gehalt bekommen sie für ihre Arbeit nicht, ihre in der Nähe von Würzburg beheimatete Bruderschaft zahlt ihnen die Miete und versorgt sie mit dem Nötigen. Doch die drei Brüder wirken beileibe nicht so, als würden sie das als ein Defizit empfinden.

Es ist eine skurrile Gemeinschaft: diese drei im Zölibat lebenden Männer, die sich gegenseitig Familie geworden sind. 29-mal sind sie schon innerhalb von Kabul umgezogen, und dennoch sieht es in ihrem Wohnzimmer aus wie in Wuppertal, Koblenz oder irgendeiner anderen deutschen Kleinstadt. Eine dunkle, rustikale Schrankwand mit Kuchen auf der Anrichte, eine Couchgarnitur, ein großer Esstisch aus Holz. Jeden Donnerstagabend öffnen die Brüder ihr Haus und empfangen die Internationalen, die ein bisschen Nähe und Wärme suchen. Auch Inge Missmahl stand irgendwann vor ihrer Tür. Sie ist gerne wieder gekommen. Bruder Reto kocht an diesen Treffpunkt-Abenden immer ein kleines Festmahl, danach wird das Kartenspiel „6 nimmt“ gespielt und gesprochen – über die Arbeit, über die



Große, mehr oder weniger robuste Tore trennen die afghanischen Realitäten und schützen die Heimeligkeit von Privathäusern. Bei internationalen Bewohnern fungieren Guards als Türsteher.

Regierungen von Deutschland und Afghanistan, über Alltägliches. Ihre Wurzeln zur Heimat haben die drei Brüder jedoch längst verloren. Sie kennen ihre Heimat nur noch aus den Nachrichten und aus den Erzählungen ihrer Gäste. Und doch vermittelt uns die halbe Stunde, die wir am Tisch der Brüder verbringen, mehr Heimatgefühl, als dies Deutschland selbst meist könnte. Diese drei Überzeugungstäter mit ihrem offenen Wesen, ihrem Interesse, ihrer Menschlichkeit und Zuwendung für ihre Gäste sind wahrscheinlich Deutschlands beste Botschafter in Afghanistan. Als wir hinaus zum Auto gehen, bewacht ihr Schäferhund Lizzy unsere Schritte aus der einen afghanischen Realität hinaus in die andere.





Vogelperspektive

Auf 10.000 Meter Höhe verwandelt sich Afghanistan wieder in einen braunen, unwirtlichen Erdklumpen, zerfurcht von den Kanten seiner Berge. Und alles, was die vergangenen 14 Tage mit der ganzen Kraft, die dem Unbekannten innewohnt, auf uns einwirkte, scheint zu verschwinden. Der Lärm und Gestank, der täglich um mehrere hundert Meter wachsenden Krake Kabul: Man hört und riecht es nicht. Das ruhig vor sich hin schlummernde Idyll der Flusstäler, die uns mit ihren grünen Flecken manchmal wie das Auenland der friedliebenden Hobbits von J.R. Tolkien erschienen: Es ist nichts davon zu sehen. Hier oben, in dieser Zwischenwelt der Flugzeugbäuche, gibt es keine verrottende Panzer mehr, keine fahnenumwehten Märtyrergäber, kein Kinderlachen, keine Burkas, keine Schafe und keine neugierig funkelnden afghanischen Männeraugen.

Stattdessen wird das Land wieder zu einer Position in Armut-Statistiken, zu Schlagzeilen in Meldungen über Selbstmordattentate. Afghanistan relativiert sich, kaum dass wir es verlassen haben, und es wird eine Weile brauchen, bis die Bilder und Eindrücke die wir sammeln durften, wieder auf den Nährboden unserer Erinnerung gesackt sind. Dort angekommen schlagen sie allerdings schnell Wurzeln und wachsen.

Afghanistan bleibt uns mit drei Gesichtern in Erinnerung: Der hässlichen Fratze des Verfalls, dem fragenden Ausdruck des Stillstands und der guten Miene des Aufbruchs. Den Verfall trifft man, wo immer die Gewalt ihre Spuren allzu tief geschlagen hat, wo die Menschen zu müde scheinen, sich und den Dingen um sie herum Achtsamkeit zu schenken. Vom Waschbecken bis zur Häuserruine, von der Infrastruktur bis zur menschlichen Gemütsregung - vieles in Afghanistan scheint nicht mehr wichtig genug zu sein, um es dem nagenden Zahn der Zeit zu entreißen. Das Afghanistan des Verfalls ist ein resigniertes Land, das weiß, das es viel verloren hat, und in Zukunft wahrscheinlich wenig gewinnen wird.

Das Afghanistan des Stillstands haben wir getroffen, wann immer es um Zukunftsszenarien ging. Der von allen erwartete Bürgerkrieg nach Abzug der ISAF-Truppen scheint wie ein lähmendes Gift in den Köpfen der Menschen zu wirken. Keiner der Afghanen, denen wir begegneten, schien eine Vision zu haben, weder für sich, noch für sein Land. Man scheint beschäftigt damit, im Jetzt zu leben. Es fehlt an Zeit und Energie für Zukunftspläne. Jene, die sich darum kümmern sollten, Politiker, Unternehmer - ihnen fehlt das Vertrauen und der Zuspruch der Bevölkerung. Was bleibt, ist Stillstand, im Großen wie im Privaten. In mittelalterlich-pittoresken Dörfern wirkt so ein Stillstand für Besucher aus der Zukunft manchmal romantisch und melancholisch verträumt. Für die Betroffenen wird er sich wohl nie gut anfühlen.

Das Afghanistan des Aufbruchs - es ist das Land der lachenden Kinder, die oftmals überraschend gut englisch sprechen, die auf den Trümmern ihres Landes zu spielen wissen. Es ist das Land der Hilfsprojekte, die viel Geld und Energie in die Städte tragen, die wie



Die vielen Gesichter Afghanistans





“Windows for Life” irgendwo anfangen, damit es langfristig einmal besser wird. Es ist aber auch das Land der Händler, die nicht aufhören, Waren feilzubieten, auch wenn die Käufer fehlen. Das Afghanistan des Aufbruchs zeigt die Hoffnung, die als flackerndes Licht doch allem innewohnt. Ein Licht, das Menschen wie Sima und Basir antreibt, für sich und ihre Familien zu sorgen und die afghanische Gesellschaft auf einem gewaltfreien und friedvollen Weg zu unterstützen.

All diese drei Gesichter - das ist das verwirrende - überlagern sich immer wieder und existieren gleichzeitig, in den Dingen und in den Menschen. Es ist ein widerwärtig kurz vor unserem Abflug in Kabul entdecken. Auf einem der vielen Hügel, die um diese Stadt empor schießen, steht oberhalb einer Müllhalde ein großes leeres Schwimmbecken mit einem Sprungturm, gebaut während der russischen Besatzungszeit. Es hätte wohl einmal als Ausflugsort für Familien dienen sollen, doch es kam anders. Das Becken wurde nie mit Wasser gefüllt. Stattdessen zeugen Einschusslöcher am mittlerweile bröckelnden Beton von Kämpfen, die während des Bürgerkriegs statt Wasserwellen auf diesem Berg wogten. Auch die Taliban, munkelt man, hätten diesen als Platz der Freude geplanten Ort für Massenerschießungen missbraucht. Bewiesen ist das nicht. Doch als wir oben auf dem Berg ankommen, spielen Kinder in dem noch immer leeren Becken, sie fangen einander und schaukeln an einem langen Seil wild rudern durch die Leere. Wenn ihr lautes Lachen und Schreien von den blanken Wänden zurückgeworfen wird, scheint es, als erobere sich der Spaß und Lebenswille diesen surrealen Ort, dieses leere Schwimmbad auf einem Berg, in einer neuerlichen Zweckentfremdung als Spielplatz zurück. Schlecht fühlt sich das nicht an.



Kriegserinnerung und Aufräumarbeit überall in Afghanistan



Der “Schwimmbadberg” in Kabul: bedrückende Stille und lautstarke Freude

Neben dem Schwimmbad steht eine übergroße Reklametafel, doch an ihr kleben keine Werbebotschaften. So als gäbe es nichts Erwähnenswertes, schaut sie mit ihren leeren Holzplanken hinunter auf das Tal, steht still, als warte sie darauf, dass die Stadt es irgendwann lohnenswert fände, zu ihr empor zu schauen. An diesem Ort, an dem Verfall, Stillstand und Aufbruch sich wie in einem Mikrokosmos zu einem untrennbaren Ganzen kumulieren, ist Afghanistan ganz bei sich.





Epilog

Kurz nachdem die letzten Strophen Dieter Bohlens in der Bergwelt des Hindukuschs verhallen, hatten wir eine Autopanne. Der Wassertankleckte, im Schritttempo schlepten wir uns die steile Pass-Straße empor, bis uns irgendwo ein kleines Kiesbett die Möglichkeit gab, das überhitzte Auto abzustellen. Auf weit über 3.000 Meter Höhe waren wir zu diesem Zeitpunkt schon in das Hindukusch-Gebirge vorgedrungen, und Basir, der uns eben noch von seinen glücklich überstandenen Nachtfahrten über dieses Gebirge und den berühmt-berüchtigten Durchquerungen des Salang-Tunnels während seiner Militärzeit erzählt hatte, schien uns, während er den Schaden begutachtete, ein sehr ernstes Gesicht zu machen. Irgendwo im Nirgendwo und vor allem für einen solchen Autoschaden viel zu weit von menschlicher Zivilisation entfernt, bekamen wir es nun zum ersten mal in Afghanistan mit der Angst zu tun. Basir, der unsere besorgten Gesichter gesehen haben musste, steckte sich mit unbewegter Miene eine Zigarette an, danach blickte er bestürzt uns herüber. Einen Moment schien die Welt innezuhalten und auf Basirs vernichtendes Fazit zu warten, doch dann bogen sich die Mundwinkel unseres afghanischen Freundes unaufhaltsam nach oben, bis sie zu einem faustdicken Grinsen angewachsen waren. „Don´t worry... it´s no problem“ brachte er kichernd hervor, um sogleich auf die Straße zurückzugehen und den Lastwagen, den wir schon länger hatten den Berg hinunter fahren sehen, anzuhalten. Als er zurückkehrte, trug er in der Hand ein Fläschchen Klebstoff. Ohne groß Worte zu verlieren, brach er den Filter seiner Zigarette ab und verklebte mit ihm das Loch im Wassertank. „That should go“, urteilte er nachdem er etwas Wasser nachgeschüttet hatte und setzte sogleich ein energisches deutsches „Los geht´s“ hinterher – diesen Ausdruck hatten wir ihm tags zuvor beigebracht, als wir in Mazar-i-Sharif auf unserer Hotel-Terrasse trotz Ramadan mit Basir ein lettisches Importbier getrunken hatten. „On travel, there´s no Ramadan, hatte Basir gemeint, aber den Preis für den strengsten aller Moslems hätte er wahrscheinlich sowieso nicht gewonnen. Und nun also „Los geht´s“ – wir gaben uns Mühe, so schnell wie möglich in den Minivan zu klettern, der tatsächlich wieder losfuhr. Langsam zwar, aber er fuhr, und als wir Minuten später in den Salang-Tunnel eintauchten, der sich wie ein Schlund in das markante Hindukuschberge hineinzufressen schien, bildeten wir uns kurz ein, es wäre Nacht geworden, und alles, was wir sahen, war Basirs glimmende Zigarette.

ENDE

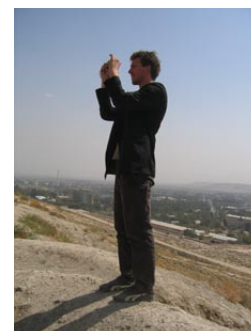
Jeannette Neustadt



Felix Grusche



Till Grusche



“Kein Baum bewegt sich ohne Wind.“ (afghanisches Sprichwort)
In diesem Sinne wünschen wir allen frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr.

